

Hartmut Winkler: Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien

Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004 (stw 1683), 258 S., ISBN 3-518-29283-8, € 11,-

Zyniker behaupten, dass die Medienwissenschaft die postmoderne Wissenschaft par excellence ist. Eine Wissenschaft, die sich, ohne sich über die eigenen Gegenstände, also das eigene Forschungsgebiet, die eigene Begrifflichkeit und die eigenen Absichten ausreichend orientiert und verständigt zu haben, von Anfang an in einer radikal transdisziplinären Pose gefallen hat: Alle möglichen Disziplinen – Psychoanalyse, literaturwissenschaftliche Motivgeschichte, Technikgeschichte, Eschatologie, soziologische Systemtheorie und viele andere mehr – mussten und müssen zu ihrer Konturierung herhalten: Theoriebildung aus dem akademischen Warenkorb, Eklektizismus natürlich inbegriffen. Und was ist mit der Medienpraxis? Nun ja, man geht ja ab und an ins Kino.

Hartmut Winkler weiß, dass dieser Zynismus mehr als nur ein Körnchen Wahrheit in sich trägt und stellt daher gleich zu Beginn seiner Ausführungen zur inneren Ökonomie der Medien klar, dass er zwar eine Strukturanalogie von Waren- und Zeichenverkehr sieht, dass die Herausarbeitung dieser Analogie gleichzeitig aber auch der Abgrenzung zur Ökonomie dient. Ökonomie versteht er dabei als Wirtschaftswissenschaft *und* als gesellschaftliches System. (S.10-12) Es geht ihm bei der Verknüpfung um eine „theoretische Doppelbewegung“, um „Strukturähnlichkeit und faktische Durchdringung einerseits, und andererseits eine Grenzziehung.“ (S.12)

Worin besteht die Analogie und was ist ihr Ertrag? Winklers Argumentation fast unzulässig verkürzend, kann man sagen: Zeichen wie Waren zirkulieren in Tauschakten und bestimmen sich zum einen aus dieser Zirkulation im Verlauf von ständigen Kontextentbindungen (Wechsel der Verwendungszusammenhänge: in veralteter medienwissenschaftlicher Sprache: vom Sender zum Empfänger oder in ökonomischen Termini: beim Warentausch der Marktteilnehmer mittels Geld). Für mediale Transaktionen bedeutet dies: Ein Zeichen ist zum großen Teil „Effekt

seiner Verschickung und Verschickbarkeit, Effekt seiner Fähigkeit, Räume zu durchqueren und in heterogenen Kontexten eine Rolle zu spielen.“ (S.93) Zeichen verändern und manifestieren sich also im Verlauf ihrer Verwendung in unterschiedlichen Kontexten, sie tragen gewissermaßen die Spuren ihrer Verwendung. Darüber hinaus entstehen durch die Zirkulation „gesellschaftliche Netze“. (S.95) Die Anzahl der medialen Austauschakte spielt dabei eine wichtige Rolle. Winkler wertet nicht die Einzelakte, wohl aber die Summe der Einzelakte als strukturbildend, sie bilden analog zur ökonomischen Infrastruktur eine Netzstruktur aus und leisten damit einen „Beitrag zur Vergesellschaftung“. (S.95) Ihm geht es also nicht um einzelne intentionale Kommunikationsakte, sondern vielmehr um die blinde Medienpraxis, um das Moment der Quantität in diesen Praxen und damit um den Mainstream: „Medien sind immer schon Mainstream“. (S.197) Vor diesem Hintergrund lautet die Folgerung, dass es einen „systematische[n] Zusammenhang zwischen Medienpraxen und Mediensystemen“ (S.131) gibt. Winkler bezeichnet ihn als doppelte Determination: „Das jeweils aktuelle Mediensystem geht zurück auf Praxen (Seite der Einschreibung), umgekehrt bestimmen die Mediensysteme den Raum, in dem Medienpraxen allein stattfinden können.“ (S.131) Auf diesen Umschlag von Quantität in Struktur kommt es in der Diskursökonomie an.

Auch die Medientechnik wird von einer solchen Dialektik her bestimmt: Winkler parallelisiert in seinem Konzept der Äußerungspraxen symbolische und technische Praxen, er nennt sie Enunziation 1 und Enunziation 2. Beiden ist gemeinsam, dass sie sich in ein Mediensystem einschreiben, sie unterscheiden sich lediglich durch weichere und härtere Formen der Einschreibung. Sie hängen beide nun dergestalt zusammen, dass die Medientechnik nicht etwa vorgängig gegeben ist und genutzt werden kann. Sie wird vielmehr, gesellschaftlich und ökonomisch etwa durch die Kategorie des Bedürfnisses und durch außermediale Technik vermittelt, von diskursiv-symbolischen Enunziationen hervorgebracht. (S.145) Wobei nicht Diskurs in System mündet, „sondern Praxen-Diskurs münden in Bedürfnis/Defizit und dann erst in Technik.“ (S.142) Medientechnik ist dann wieder die Voraussetzung für neue Praxen, Winkler vertritt hier keine eindeutig sozialkonstruktivistische Position.

Tatsächlich lässt sich mit einem solchen Begriff von Medienpraxis, durch die Verknüpfung symbolischer und technischer Praxen, die Entwicklung von Mediensystemen oder Nutzungsstrukturen adäquat beschreiben. Winkler transzendiert in diesem Punkt die defizitär technikzentrierte Medienwissenschaft, die in ihrer bisweilen schrillen Esoterik (Stichwort: ‚Krieg als Vater aller Medien‘) die Realitäten der Medienpraxis gar nicht zu erfassen vermag und dies wahrscheinlich auch nicht will.

So viel in aller Kürze zu den Gemeinsamkeiten, was hat es nun mit dem besagten *Unterschied* der Diskursökonomie zur Sphäre der Ökonomie auf sich? Winkler plädiert – nur scheinbar im Widerspruch zu seinen vorangegangenen

Ausführungen und im tatsächlichen Widerspruch zu gängigen kulturpolitischen Auffassungen – dafür, das Symbolische als eine Ebene der Reflexion, des Probehandelns zu erhalten, die sich von der Ebene des Tatsächlichen absetzt. (S.255f.) Denn symbolische und damit mediale Praxen lösen sich gerade nicht im Tatsächlichen auf, sie sind potenziell immer *auch* Gegenentwürfe.

Winkler sieht sich, das dürfte klar geworden sein, in gewisser Weise in der Tradition der politischen Ökonomie: „Wo die politische Ökonomie die Mechanismen der Warenzirkulation untersucht, und spezifisch jene Strukturbildung, die sich im Rücken der Austauschpraxen und der auf sie bezogenen Rationalität ereignet, hätte die Diskursökonomie vergleichbare Mechanismen im Feld des Symbolischen zu zeigen.“ (S.250) Der diskursökonomische Ansatz wird sich fraglos als fruchtbar erweisen. Warum nicht auf dieser Grundlage (neben der politischen Ökonomie) weitere tote Hunde wiederbeleben und zum Beispiel einen elaborierten Begriff von kritischer Medienpraxis anstreben? Medienwissenschaftler haben in den letzten Jahrzehnten, sei es aus Opportunismus oder infolge postmoderner Verwirrungen, viele wichtige Fragen ausgeblendet, und die Medienkritik gehört definitiv zu diesen ‚vergessenen‘ Themen. Freilich müssten spezifische Medienpraxen dann konkret und genauer bestimmt werden, als Winkler das in seiner theoretischen Abhandlung leisten konnte. Es wäre für die Medienwissenschaft sicherlich ein Gewinn, auf der Grundlage der Winkler’schen Überlegungen symbolische, medientechnische und institutionelle Praxen gleichberechtigt neben Verfahrensweisen, die sich außerhalb der Mediensphären ereignen, etwa in einem exakt konturierten Aktoren-Netzwerk, zu untersuchen.

Stefan Hoffmann (Mannheim)